

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

**Heft:** 21

**Artikel:** Mézières

**Autor:** Platzhoff-Lejeune, E.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748181>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

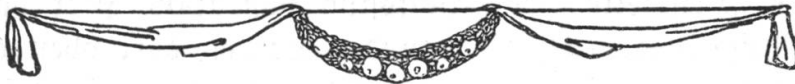
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

schriften des Auslandes bei uns verdrängen zu können. Und endlich würde dieser Verlag auch sich der schweizerischen Dramatik anzunehmen haben. Damit würde, so glaube ich sicher, für die Erhaltung und Rettung unserer Nationalität vor der Ausländerei mehr erreicht werden, als durch die Zwangseinbürgerung. Aber vielleicht sollte man das eine tun und das andere nicht lassen.

J. Bühler.



## Mézières.

Das Volkstheater in Mézières hat seine Pforten wieder geöffnet. Man erinnert sich, daß vor zirka neun Jahren der Dramatische Verein des waadtländischen Jurten-dorfes sich an René Moray, den Autor eines mit großem Erfolg in Lausanne und Umgebung, sowie in Zürich, St. Gallen, in Deutschland usw. aufgeführten Stückes „Die Quatembernacht“ (La Nuit des quatre Temps) wandte und um ein Drama für seine ländlichen Verhältnisse bat. So entstand „La Dime“, die 1903 in der Maschinenhalle der Jurtenbahn, gleichzeitig zur waadtländischen Jahrhundertfeier als patriotisch historisches Stück in Szene ging.\*) Der Erfolg ermutigte Autor und Darsteller zum Bau eines eigenen Theaters, das zwar sehr einfach ausfiel, aber geräumig ist (1100 Plätze) und über eine Bühne verfügt, deren Größe und hervorragende technische Anlagen sich auf Schweizerboden nur noch in Genf finden.

Neben der „Dime“ wurde 1908 ein neues Drama „Henriette“ aufgeführt, und am 21. Mai 1910 fand die erste öffentliche Aufführung von „Miénor“ (Buchausgabe, Lausanne, E. Franckfurter, 104 S., 2 Fr.) statt.

Der vom Verfasser zurückgelegte Weg ist bezeichnend und lehrreich. Nehmen wir nur seine in Mézières aufgeführten Dramen — La Nuit des quatre Temps, Claude de Sviriez, La Bûche de Noël, Les 4 Doigts et le Pouce beiseite lassend — so stehen wir vor einem interessanten Experiment der Volkskunst.

La Dime war ein Volksstück, das einschlagen mußte. Auf historischen Erinnerungen, ja sogar auf lokalgeschichtlichen Ereignissen aufgebaut, stellt es die Befreiung der Waadt vom bernischen Joch in überzeu-

\*) Buchausgabe beider Dramen bei Panot, Lausanne; die deutsche Ausgabe der „Quatembernacht“ im Verlag des Hottinger Lesezirkels, Zürich, von Jakob Böhler übersetzt.

gender, lebenskräftiger Weise dar. Es ging ein frischer, lebenbejahender Zug durch das Ganze, es herrschte ein fröhlicher draufgängerischer Ton, und die nötige Dosis schmerzlicher Ereignisse blieb episodisch. Das Werk war zudem aus dem Volksgeiste geboren, einfach, gewürzt mit lokalen Wendungen und ganz im Gedankenkreise der Spieler sich bewegend. Hatte man erst einmal den Leuten beigebracht, daß man auf der Bühne reden darf und soll, wie im Leben, daß Pathos und Pose von Übel sind, so war der Erfolg gesichert.

Anders „Henriette“, das Volksstück von 1908. Hier hatte Morax schon eine Aufgabe gestellt, die von den Leuten dort oben allein nicht gelöst werden konnte. Das Bauernmädchen, auf dem die Last einer Familie ruht, die langsam zugrunde geht, mußte von einer Städterin gespielt werden. Das Stück stand bedeutend höher als „La Dime“; vom künstlerischen Standpunkt aus war hier nicht nur ein Fortschritt zu verzeichnen, sondern es war auch wirklich ein Ziel erreicht, das der Harmonie von Text, Musik und Ausstattung, das Wagnersche Ideal in bäuerlichen Rahmen. Aber es war ein Volksstück für Städter. Der Bauer liebt nicht diese pessimistische Stimmung auf der Bühne. Er hält noch am alten moralischen Ideal der Kunst fest: Er will erhoben, aus dem täglichen Milieu in weitere Sphären herausgerückt sein; zum mindesten will er sich selbst in poetischer Verklärung sehn. Und das Ganze muß einen Rosenschimmer haben, „gut“ enden und durch Nacht zum Licht fortschreiten; sonst flutet von der Bühne in sein eintöniges Leben ein dunkler Strom des Zweifels und der Trauer zurück: Als wenn es nicht traurig genug wäre! So denkt der Bauer, und wenn man ihn um Mitwirkung angeht, soll man auch dieser Auffassung ohne weitere Befehrungsversuche Rechnung tragen, soll zuweilen wenigstens zu dem, was er sucht und braucht, gütig und nachsichtig zurückgehen. Das hat Morax in „Aliénor“ getan.

Die Kreuzzüge! Der Herr von Romont, dem alten Städtchen auf dem grünen Hügel, zieht ins Feld mit den Seinen. Er läßt sein junges Weib Aliénor unter der Hut einer strengen, aristokratischen Mutter und eines neidischen Bruders. Aber das verkannte warme Herz der Gattin schlägt zu stark in Trauer und Bangen. Als Harfenist verkleidet zieht sie nach dem Heiligen Land, erlöst den gefangenen Gatten, geleitet unerkannt ihn heim, besteht dort, vom Schwager fälschlich angeklagt, ein Gottesurteil, und alles endet in Glück und Freude.

Das ist alles. Ein romantisches Ritterdrama also, das an hundert andere erinnert. Es wäre billig, nach Reminiscenzen zu suchen. Zehren wir doch alle von einer Vergangenheit, die größer ist als die Gegenwart; und selbst wer sie nicht kannte, müßte in seinem Wollen und Schaffen sie nachahmen und hinter ihr bleiben. Tous les genres sont bons. Alles kommt auf das Wie an. Es gibt bei Morax nur einfache gerade Linien.

Die eigentlich dramatische Ader fehlt nach deutschen Begriffen. Es gibt keine Exposition, keinen Konflikt, keinen berechneten Aufbau mit Steigerung, Retardierung und „Abgesang“. Sein Volksdrama ist lyrisch, es strömt sein Empfinden in Musik und Gesang, in Reflexionen des Chors und in Sentenzen aus. Wir schreiten langsam vorwärts, in Bildern, nicht in Akten. Aus diesem Charakter des Stücks entspringt die liebevolle Fürsorge für die Ausstattung. Hier wird des Guten beinahe zu viel getan. Ich meine: Der Gedanke des Autors, der Fortschritt der Handlung verschwindet für den genießenden Zuschauer manchmal hinter dem Bühnenbilde und seinem musikalischen Ausdruck. Was hier in Mézières geleistet wird, ist unübertroffen und von keinem Volkstheater nur annähernd erreicht. Nicht auf die Pracht der Kostüme, auf den Prunk der Inszenierung, auf das übliche Raffinement des Schau- und Spektakelstücks kommt es hier an, sondern auf die Harmonie der Farben, die mit einfachsten Mitteln erzeugten größten Wirkungen.

Hier haben Künstler gearbeitet, Jean Morax, der Bruder, und A. Hugonet, schon bei frühern Anlässen bewährt, und doch neu in der Lösung der diesmaligen Aufgabe. Eine geschickte und wechselnde Beleuchtung erhöht den Reiz der Gruppen und Bilder. Die Art zum Beispiel, wie der Chor aufgestellt ist, eingreift, zurücktritt und verschwindet, ist überaus fein erdacht und durchgeführt. Dieser plastisch malerische Eindruck lohnt eine weite Reise. Vergessen wir auch die Musik Gustav Dorets nicht. Er trifft den Volkston vorzüglich, versteht einfach und kindlich zu sein und weiß doch in diese gewollte Naivität viel technische Kühnheit zu legen, die das Publikum unbewußt genießt. Wie fein ist hier alles aufeinander abgestimmt, wie greift es ineinander, hängt voneinander ab und ergänzt sich unaufhörlich zur einheitlichen, starken Gesamtwirkung.

Aber liegt hier nicht auch eine Gefahr? Kann ein Volksstück es wirklich zu dieser Feinheit bringen, ohne aufzuhören, Volksstück zu sein? Empfindet das Volk, das doch auch als Zuschauer, nicht nur als Spieler gedacht sein sollte, wirklich den ganzen Reiz, die ganze Wirkung des Dramas? Oder ist es wenigstens dazu in Zukunft durch Erziehung fähig? Spielen hier nicht Bauern, von Städtern geschult, für Städter?

Zweifellos hat sich Morax vom Volksstück entfernt. „La Dîme“ stand ihm näher als „Henriette“, und „Henriette“ näher als „Miénor“. Wohin kommen wir? Auch äußerlich machte sich das bemerkbar. Hatten früher schon städtische, an das moderne Gesellschaftsstück gewohnte, gebildete Dilettanten mitgewirkt, so standen heuer zum erstenmal zwei Berufsschauspieler in den Hauptrollen im Treffen: die Vertreterin der Miénor, Mme. Descoubès vom Lausanner Stadttheater, und der Direktor desselben, Herr Bonarel, Regisseur der diesjährigen Aufführungen von Mé-

zières. Das Experiment, so heterogene Elemente in einem Stück zusammenzubringen, war gewagt; es gelang in der Hauptsache. Ein wirklicher Riß klappte nicht zwischen beiden Teilen, und man empfand es wohl, daß die zwei Hauptrollen für Schauspieler, die andern für Dilettanten geschrieben waren. Denn es scheint uns ebenso unmöglich, Miénor ganz mit Berufskräften als ganz mit Laienkraften zu besetzen. Die Bauern haben ihre Volksszenen, in denen sie sich nach Herzenslust austoben konnten und wo die dialektische Färbung ihrer Sprache, das Unbehilfliche der Geste wohl am Platze waren. Zudem wurden zwischen sie und die Schauspieler bewährte Dilettanten aus der Stadt vermittelnd eingeschoben. Das gleiche gilt für den Chor, der gelegentlich eine „aristokratische“ Wendung nahm und von geschulten Sängern gestützt und geleitet wurde.

So sind wir zu einem Mischprodukt von Volkstheater und großer Bühnenkunst gelangt, das man sich sehr wohl gefallen lassen kann, das aber in seiner Besonderheit erkannt und nicht für reine Volkskunst ausgegeben werden soll. Man könnte es stilisierte Volkskunst oder auch der Natur angenäherte Bühnenkunst nennen. *K u n s t* ist es auf jeden Fall, was man vom Volkstheater leider nicht oft sagen kann. *K u n s t* und *P o e s i e*! Morax bleibt im Grunde doch Lyriker, trotz seiner dramatischen Intentionen, trotz seines feinen Verständnisses für die Volksseele. Wer seine „Miénor“ als Drama betrachtet, mag vielleicht enttäuscht sein. Aber wer die ganze Poesie nachempfindet, die hier verwoben ist, wer sich durchdringen läßt von der schmerzlich süßen Weichheit und der tragischen Größe so mancher Szenen, der wird hier ein eminent *p e r s ö n l i c h e s* Werk mit Freude begrüßen. *E c c e p o e t a*!

Musik und Ausstattung haben diesen poetischen Gehalt ausgeschöpft und ausgemünzt. Sie machen ihn sichtbar und hörbar auch für weniger fein Empfindende. Morax verdankt seinen Mitarbeitern sehr viel, selbst wenn er sie leitet und beherrscht.

So wird das einsame Dorf auf dem Hochplateau zwischen Jura und Alpen mit dem weiten Fernblick auf beide zu einer Versuchsbühne der Schweiz. Daß auch der Bundesrat und die Diplomaten jeweils offiziell erscheinen, soll kein von der gewährten Bundessubvention abhängiger Zufall, sondern der symbolische Ausdruck dafür sein, daß hier etwas vorgeht, das unser ganzes Land interessieren muß. Nicht, als ob man hier nur Musteraufführungen veranstalten wollte, um den Leuten aus Nord und Ost zu zeigen, „wie's gemacht wird“. Es handelt sich um Versuche mit stark welschem Einschlag, um eine Kunst, die sich nicht leicht weit weg verpflanzen läßt. Aber es ist hier doch „etwas zu holen“, auch für die deutsche Schweiz. Es geht hier etwas Bedeutendes vor, das einer Prüfung wert ist. Der Freund der dramatischen Muse lasse sich diesen Anlaß nicht entgehen, er wird eine auch weite Reise nicht bereuen. Mehr wie

anderswo heißt es hier: nicht lesen, sondern sehn! Und es ist viel zu sehen und zu hören in rein technischer, organisatorischer, dramatischer, ästhetischer, musikalischer, dichterischer Beziehung. Man hat uns wohl zu den Böötiern gezählt, und reisende französische Truppen warten uns manchmal mit Stücken auf, deren Wahl und Aufführung beredt die Mißachtung ausdrücken, die sie für uns hegen. Ich glaube nicht, daß anderwärts im Auslande solche Aufführungen künstlerisch, technisch und materiell möglich wären, wie die von Mézières. Wenn wir etwas Gutes zu zeigen haben, dürfen wir auch einmal stolz sein. Ed. Plazhoff-Dejeune.



## Föhnmorgen.

Das trifft ihr nur in unterm Schweizerland:  
Die fernste Ferne greifbar ausgespannt.  
Wie hebt sich Icharf vom reinen Horizont  
Die letzte Spitze morgenglutbesonnt!  
Gewaltig leuchtet rings der Firne Kranz.  
Mir bebt das Herz, mein Land, ob deinem Glanz.

Erwin Haller.



## Umschau

**Eine Ehrenrettung.** Jüngst sah ich in einer sehr frommen Buchhandlung ein Zirkular ausgestellt, das in großer fetter Schrift die Ankündigung trug: An die Leser Karl Mays. Ich ließ mir den Bogen geben und fand darin vom Verleger F. E. Fehsenfeld, der die meisten Bücher Karl Mays in den Handel brachte, die folgenden Zeilen:

„Für sie will ich schreiben, die bisher an ihn glaubten und ihm folgten, nicht für die Gleichgiltigen oder Feindseligen.“

Jetzt, wo alle irre an ihm werden, die in ihm ihren Helden sahen, jetzt halte ich es an der Zeit, einzutreten für den 68jährigen Karl May, hinzuweisen

auf das, was er getan, gelitten und erstrebt.

Ich lernte Karl May vor nicht ganz 20 Jahren kennen; er lebte in einfachen, aber behaglichen Verhältnissen in Oberlöbnitz bei Dresden. Er war ein herzlicher Gastfreund, der den Humor und fröhliche Gesellschaft liebte. Er war ungemein fleißig. Wenn ihm die Idee eines Buches klar war und er die nötigen Vorstudien über die betr. Länder und Völker gemacht hatte, dann schloß er sich abends in seinem Arbeitszimmer ein, braute sich eine große Kanne Kaffee, legte sich ein halbes Duzend Zigarren zurecht und fing an zu schreiben. In mancher Nacht hat er so über 80 bis 120 Seiten geschrieben. Und niemals in